

Gerhard Köpf

Die Geschichte von den Zikaden

*Viel ist hingsunken uns zur Trauer
und das Schöne zeigt die kleinste Dauer.*

Heimito von Doderer

In einem Feuilleton über die französische Stadt Nizza beschreibt Joseph Roth Mitte der Zwanziger Jahre einmal Sommergäste, „denen der Arzt den Winter verbietet und denen die Brieftasche den ewigen Sommer erlaubt.“ Genau dies traf auch auf die Damen Vogelsang zu, die zu den treuesten Patientinnen meines Onkels, des Thulserner Landarztes zählten. Sie besuchten seine Sprechstunde wegen jeder noch so kleinen Kleinigkeit, mein Onkel sagte dazu „wegen jedem Hundsscheiß“, und dieses kuriose Trio in einer Schilderung des Blauen Landes, aus dem ich komme, zu übergehen, wäre ein schlimmes Versäumnis, denn die Damen Vogelsang zählten zweifellos zu den unvergesslichen Kuriositäten dieses Landstriches, wobei sie zugleich als Sommerfrischlerinnen einer bestimmten Epoche des Fremdenverkehrs kurz nach dem Zweiten Weltkrieg ihren charakteristischen Stempel aufdrückten.

Die Absonderlichkeiten begannen mit den Namen: Niemand tauft sein Kind heute noch auf den Namen Theobald oder Gerda. Es ist nur verständlich, wenn auch die Wahl der Vornamen unserer Kinder der Mode und dem Zeitgeist unterliegt. Dabei ist es noch gar nicht so lange her, dass beispielsweise Agatha so gewöhnlich war wie heute Kathleen, Vicky oder Cindy im Osten unseres Vaterlandes. Bei Agatha muss ich freilich nicht an die englische Kriminalschriftstellerin denken, sondern immer an die Damen Vogelsang. Korrekt und eigentlich: von Vogelsang. Drei Baronessen, die niemals einzeln auftraten, sondern stets nur im Verbund zu haben waren. Sie hätte alle Agatha

heißen können, aber nur die Älteste hörte auf diesen Namen, eigentlich auf den Doppelnamen Agatha-Apollonia, und sie führte das Kommando, sie war gewissermaßen der Feldwebel der Eskadron. Sie war lang und dürr wie eine Bohnenstange. Außerdem hatte sie ein abstoßendes Pferdegebiss, als sei sie die Zwilling-Schwester des Darstellers von Don Camillo. Cäcilie-Auguste, so hieß die Mittlere, trug Tag und Nacht eine Brille mit tiefschwarzen Gläsern und war offensichtlich blind wie ein Maulwurf, während Edith-Georgine, genannt Gini, am Stock ging und so hilflos daherkam, als sei sie mit Abstand die Älteste des Trios, deren klappriges Skelett nur noch von gefährlich gelockerten Schraubchen zusammengehalten werde, die sich jeden Augenblick lösen könnten, was unweigerlich zum kompletten Zusammenbruch dieses Gespenstes geführt hätte.

Die Damen Vogelsang, wie man sie allgemein nannte und geflissentlich das „von“ übersah, womöglich weil sich „von Vogelsang“ für die einfachen Menschen aus dem Blauen Land nicht so bequem aussprechen ließ, die Damen Vogelsang also kamen jedes Jahr zur Sommerfrische und requirierten das obere Stockwerk des winzigen Häuschens der Witwe Rosa Dopfer, die eine fromme Frau war, jeden Tag zur Kommunion ging und arg darunter litt, dass ihr zweiter Dauermieter, der unverheiratete, von einem verwegenen Menjou-Bärtchen verzierte Hauptlehrer Oskar Niemeyer, stolzer Besitzer eines VW-Cabrios, häufig auch über Nacht Besuch von seiner unentwegt filterlose französische Zigaretten rauchenden Freundin Vera Baumeister bekam, von der man munkelte, sie sei früher in der Großstadt als Sängerin in verruchten amerikanischen Nachtclubs aufgetreten.

Und jetzt auch noch diese Damen Vogelsang: Rosa Dopfer betete einen Rosenkranz extra, aber sie war nicht mehr jung, und sie brauchte das Geld. Vogelsang: der Name sprach für den Rest, und der war laut, lebhaft, ständig quasselnd, immer das Besondere, nie das Normale, immer in Bewegung, nie still sitzend, immer voller Erwartung, immer voller Ungeduld, immer grell

geschminkt, immer das Schrille, und ja nichts ohne Superlativ. Sie trugen Hüte groß wie Wagenräder, bestückt mit den Blumen des Feldes und festgezurret mit aufwendigen Schals, die leicht seitwärts verschoben theatralisch unter dem Kinn verknotet wurden. Sie waren eine groteske Mischung aus Anna Karenina und Adele Sandrock (in her later years). Und immer, wenn ich auf meinem alten Damenfahrrad an ihnen vorbeiflitzte und sie hurtig, aber ergebenst grüßte, riefen sie mir zu: „Junge, tu nich’ so wüüüst!“

Drei Schwestern – wie geträumt.

Sie kamen schon seit vielen Jahren, und es gab niemanden im Blauen Land, der hätte sagen können, seit wann genau nun die Baronessen meinem Heimatdorf ihre Aufwartung machten. Jedenfalls kamen sie, seit ich denken konnte. In dem Jahr aber, von dem ich erzählen will, reisten sie besonders früh an. Mitte März gehörte das Dorf eigentlich noch den Wintergästen, die sich in der Frühjahrs-sonne ihre Bräune für die Büros in den Großstädten holten, und Mitte März war im Grunde genommen kein geeigneter Zeitpunkt für den Beginn einer Sommerfrische. Eines schönen Tages aber, es war an Josefi, trudelten die Damen wie üblich mit dem Zug ein: wie gewöhnlich mit Sack und Pack, Schrankkoffern und einer halben Armee von sperrigen Regen- und Sonnenschirmen. Die Damen beabsichtigen - wie jedes Jahr - bis zum ersten Schneefall Ende Oktober zu bleiben. Agathas Stimme übertönte den Piff der Lokomotive und erfüllte nicht nur das Bahnhofsgelände, sondern nahezu den ganzen Ort. Mein Onkel, der Landarzt, pflegte, sobald er diese durchdringende Stimme nur von Ferne rufen hörte, Ovid zu zitieren und zu seufzen: *Selig sind die Zikaden, denn ihre Weiber sind stumm.*

Jedermann wunderte sich über das frühe Eintreffen der treuen Sommerfrischlerinnen, und in Windeseile verbreitete sich die Nachricht von Haus zu Haus. So schrullig die Damen Vogelsang auch wirkten und so sehr sich die Einheimischen hinter ihrem Rücken über sie lustig machten, so sehr waren sie doch andererseits wegen ihres großstädtisch vornehmen Auftretens und ihrer

großzügigen Trinkgelder bei den Gastwirten, den Gemüsefrauen und Schneiderinnen im Ort geschätzt und sogar beliebt. Sie waren die Garanten für die feinere Welt des Adels und der Noblesse, denn sie unterschieden sich grundsätzlich von den üblichen Kurgästen: zum einen wegen ihres exaltierten Auftretens, zum anderen wegen ihrer Kleidung.

Die Damen Vogelsang liebten es, mehrere Schichten Röcke, Pullover, Überwürfe oder Jacken übereinander zu tragen und diese, sobald sie in der Sonne saßen, Schicht um Schicht abzulegen. Es schien ihnen gänzlich gleichgültig, im seltsam rosafarbenen Unterrock und mit heruntergerollten Wollstrümpfen beim Sonnenbad erwischt zu werden. Unternahmen sie eine Wanderung, so schleppten sie nicht nur gewaltige Rucksäcke mit sich, als gelte es, wochenlang im Gebirge zu überwintern, sondern jede der drei Damen stützte sich auch auf einen mächtigen Haselnuss-Stock, der ihnen als „Gebirgsstange“ geläufig war. Das Schuhwerk hätte zweifellos auch eine Durchquerung der Serengeti überstanden.

Die Damen Vogelsang reisten von weither. Sie kamen von Irgendwo aus dem hohen Norden, wobei sie allergrößten Wert darauf legten, nicht aus jener Stadt zu stammen, in der sie augenblicklich „zu leben gezwungen“ seien, wie sie opernhafte anmerkten. In Wirklichkeit, so betonten sie gebetsmühlenartig, stammten sie aus dem Baltikum. Darunter konnte sich zwar in meinem Heimatdorf niemand etwas vorstellen, doch man war sich einig darin, dass dieses Baltikum sehr weit weg sein müsse, wofür allein schon die seltsame Aussprache bürgte, die man dort der deutschen Sprache angedeihen lasse. Jemand will vom Apotheker gehört haben, das Baltikum, auch genannt „Die kalte Heimat“, grenze an Russland, ja es sei gewissermaßen ein Teil Russlands, und zwar des Zarenreiches, das es heute gar nicht mehr gebe. Die anderen beiden Stichworte, die als ungefähre geographische Koordinaten herhalten mussten, lauteten „Ostsee“ und „Kurische Nehrung“. Und diese hätten für einen aus dem Blauen Land auch auf dem Mond liegen können.

Das Auftreten der Damen Vogelsang durchlitt mein Onkel mit dem ihm eigenen Anstand, aber er wirkte dabei wie ein Schmerzensmann, und er zog ein Gesicht, als trage er nun den ganzen langen Sommer über eine Dornenkrone auf seinem Haupt. Sobald die Damen in seiner Sprechstunde aufkreuzten, und es war jedes Mal ein bühnenreifer Auftritt, verbreiteten sie eine operettenhafte Feierlichkeit, als handle es sich um eine exquisite Gesellschaft schnatternder Ladies aus dem diplomatischen Corps, jede mindestens eine Baronessa, die mit nichts anderem beschäftigt schienen als dem neuesten Klatsch vom Wiener Kongress.

Dieser Hang zum Repräsentativen verwandelte jeden, der auch nur in die Nähe dieser Sommerfrischlerinnen trat. Selbst ich bewegte mich, als bekleide ich das Amt eines Pagen an einem kaiserlichen Hof, und es hat nicht wenig gefehlt, und ich hätte meinen Onkel mit Excellenz angesprochen. Er jedoch war vollauf damit beschäftigt, hinter seiner wohlgezogenen Form der Höflichkeit seinen sanften Spott zu verbergen. Nur gelegentlich konnte man mit feinem Ohr einen unterirdisch rollenden und grollenden Zorn aus seinen Komplimenten heraushören. Die Damen Vogelsang freilich sprachen von ihm stets respektvoll als von einem Mann, dem man den *Off'zier* bereits an der tadellosen Bügelfalte seines Arztkittels ansehe. Und obgleich die Damen Vogelsang durchaus für die Erkenntnis standen, dass Misserfolg die Menschen einsam macht, brachten sie es doch mit ihren Auftritten jedes Jahr fertig, das Dorf in dem Blauen Land in ein Seebad mit dem Flair von Ostende und dem Zuschnitt von Deauville zu verwandeln.

Ihre letzte, wahrhaft große Szene hatten die Damen Vogelsang, als mit mächtigem Pomp, vielen Kreuzen und noch mehr Fahnen der Geistliche Rat Köberle zu Grabe getragen wurde. Er starb in jenem Sommer einen ihm durchaus angemessenen Tod, ganz im Gegenteil zu dem Bergführer Rindfleisch, der zwar die steilsten und gefährlichsten Gipfel der Heimat erklommen hatte, in einer Winternacht aber, als er gut abgefüllt aus dem *Gasthof Adler* gewankt und ihn inmitten der prächtigen weißen Winterlandschaft mit ihrer meterhohen

Schneedecke ein Bedürfnis angekommen war, dem er auf der Stelle nachgab. Zu seinem Unglück freilich war ihm die Natur justament mitten auf dem verschneiten Bahngleis gekommen, und da der Schnee bekanntlich nicht nur alles zudeckt, sondern auch jedes noch so kleine Geräusch schluckt, hatte der in archaischer Hocke befindliche Rindfleisch, der Gipfelstürmer mit herabgelassener Hose, vermutlich aus wetterfestem Trenkercord, den letzten Schienenbus aus Tirol nicht kommen gehört, und auch der Lokführer hatte, seiner späteren Aussage zufolge, bei dichtem Schneefall die zusammengekauerte, yetihaft schneeumwehte Gestalt zu spät erkannt und nicht mehr rechtzeitig bremsen können. Mein eilends herbeigerufener Onkel konnte nur noch beim Zusammensuchen der weithin verstreuten Rindfleischreste helfen, wohingegen er beim Geistlichen Rat Köberle, zu dem er von dessen Zölibatesse gerufen worden war, durchaus noch seine ärztliche Kunst anwenden musste, denn der geweihte Herr war, nachdem er mit eben jenem letzten Zug aus dem Tirol gekommen war, der schon dem Bergführer Rindfleisch zum Verhängnis geworden war, im Vollrausch vom Heustock gefallen.

Seinerzeit gehörte zum Pfarrhof noch eine eigene bescheidene Landwirtschaft mit zwei, drei Kühen, einer Handvoll Hühner und ein paar Streuobstwiesen. Besorgt wurde diese Ökonomie von der Pfarrhaushälterin, zumeist eine leibliche Schwester oder nähere Verwandte des hohen Herren. Der Geistliche Rat Köberle pflegte täglich am Nachmittag mit dem Zug nach Tirol zu fahren, bis zur ersten Station nach der Grenze mit dem einladenden Namen Schönbichl. Die Station bestand aus einem Wirtshaus, in dem jener Tiroler Rote ausgeschenkt wurde, der Köberle immer mehr und mehr und noch mehr mundete. Mit dem letzten Zug ging's dann nach bester geistiger Abfüllung zurück. Und da der Geistliche Rat Köberle ein gewissenhafter Mann war, wollte er in der Nacht noch nach dem Vieh sehen, hat aber wohl unter dem teuflischen Einfluss des Alkohols das Stockwerk verwechselt, hat, vom Gottseibeius ge- und verführt, die falsche Tür geöffnet und ist mit seinen gut zwei Zentnern

Fastenpredigerkampfgewicht den Gesetzen der Schwerkraft folgend auf dem Steinboden der Tenne gelandet und hat sich das Genick gebrochen, wie mein Onkel medizinisch fachkundig diagnostiziert hat. Da lag nun unser Monsignore in seinem Blute, das farblich vorzüglich zu der Farbe der rot paspelierten Knopflöcher seiner Soutane passte: ein Phänomen, das unter uns Messdienern ohne spezielle medizinische Vorkenntnisse schlicht als Knopflochentzündung bekannt war.

Bei der Beerdigung war das gesamte Blaue Land auf den Beinen. Mein Onkel, der den Totenschein ausgestellt hatte, durfte nicht fehlen. Er führte als Fahnenjunker, flankiert von zwei weißbärtigen Adjutanten, die Ehrenformation des Veteranenvereins an. Gleich nach der leiblichen Schwester des Toten und den Geistlichen Würdenträgern der näheren und weiteren Umgebung kamen die Nonnen, von denen jede für sich schon physiognomisch ein eigener Trauerzug war. Dann folgte die Abordnung des Katholischen Frauenbundes. Sie wurde von niemand anderem angeführt als von den Damen Vogelsang, die nicht nur quer über ihre wallenden schwarzen Gewänder eine gestärkte, überbreite schwarze Schärpe trugen, sondern auch noch am linken Oberarm einen seidenen Trauerflor im Winde wehen ließen, der mit einer ebenso opulenten wie kunstvoll geknüpften Schleife versehen war. So sehr waren diese drei Damen, die man auf der Stelle für die Vorsitzenden der Zölibatessengewerkschaft hätte halten können, in die Geschehnisse des Blauen Landes verstrickt, dass es nahezu unvorstellbar gewesen wäre, die Leiche des Geistlichen Rates Köberle ohne deren vom Weihrauch großer Tragödien und pompöser Schicksale getränkte Anteilnahme mit sechs Böllerschüssen in die Ewigkeit zu schießen: sechs Schüsse deshalb, weil Köberle, ein Thulserner von altem Schrot und Korn, beide Weltkriege aktiv erlebt hatte – also drei Schuß pro Weltkrieg. Das war das Optimum. Mehr gab es nicht. Nicht einmal für Träger des EK I.

Das galt aber nur für Beerdigungen. Der Sommer, in dem Monsignore Köberle vom Heustock direkt in die Ewigkeit fiel, war auch der Sommer einer großen

Entdeckung. Zusammen mit einigen Schulkameraden fand ich nämlich ein hübsches Waffenlager, das uns die SS zur Verfügung gestellt hatte, ehe sie sich der Übermacht unter Panzergeneral Patton ergab. Genauer gesagt handelte es sich um einige Kisten mit Karabinern, Handgranaten, MG-Munition und einer Panzerfaust. Da wir uns für ausgewiesene Waffenexperten hielten und jeder den anderen mit noch genaueren Kenntnissen über die Handhabung übertreffen wollte, versuchten wir zunächst, die Handgranaten beim Forellenfischen einzusetzen. Den Ring ziehen, bis drei zählen, werfen. Die jeweils entstehende Wasserfontäne war in jedem Fall höher als der anglerische Ertrag. Bei den Karabinern stellten wir zu unserem größten Bedauern fest, dass deren Repetier-Schlösser eingerostet waren. Blieben nur noch die Panzerfaust und die MG-Munition. Aufgrund einer unverzeihlichen Indiskretion seitens eines geschwätigen Kameraden, der sich wichtig machen wollte und den Mund nicht halten konnte, gelangte das Geheimwissen jedoch an meinen Onkel, der sogleich die SS-Rückstände requirierte und wegspernte, uns in einer Reihe antreten ließ und uns anfänglich ganz leise, schließlich aber mit unglaublichem Kasernenhofgebrüll zur Sau machte. Nie zuvor und auch nie mehr danach habe ich den Mann derart in Rage erlebt. Was er besonders herausstrich war der Umstand, dass wir soeben im Begriff waren, die MG – Munition auf einen Amboss zu legen, um unter Aufbietung aller gemeinsamen Kräfte, denn nur gemeinsam waren wir stark, den schweren Vorschlaghammer darauf hernieder fahren zu lassen. Dazu hätte Radio Beromünster den Schlager des Sommers gespielt: *Kein Land kann schöner sein*, gesungen von René Carol. Dazu passend besonders die markante Strophe, in der es heißt: *Und in den Wäldern, da hört man's raunen, bald kommt sie wieder, die alte Zeit*.

Mir jedoch gefiel seinerzeit *Tiritomba* viel besser, gesungen von Margot Eskens. Bei einer Strophe musste ich stets ein wenig schlucken, wenn es hieß: *Eines Tages aber kam er nicht mehr wieder, es verklungen all die Lieder*. Überhaupt: Margot Eskens, eine sanftägige Zahnarthelferin aus dem Rheinland, die

nunmehr die Titelseiten der Illustrierten des Lesezirkels schmückte und deren Blick jenen nebulösen Hang zum Melancholischen verhiess, der einem in der Pubertät bisweilen so gut tut. Sie wurde mein erster heimlicher Schwarm. Margot Eskens! Das war schon ein anderes Kaliber als die Damen Vogelsang mit ihrem herben Ostsee-Charme, der vermutlich auf nichts anderem beruhte als auf einer gewissen adeligen Einfältigkeit, wie sie heute nicht einmal den blaublütigen, blond-dummen Gattinnen talkshow-gegelter Politiker zur Verfügung steht.

Als dann jedoch die Damen Vogelsang im Spätherbst mit dem üblichen Getöse, den mehrfach vom Karren polternden Schrankkoffern, dem hektischen Suchen nach Regenschirmen und Fahrkarten und unter Anteilnahme der Blaskapelle sowie einer Ehrenabordnung der Freiwilligen Feuerwehr wieder abreisten, schwiegen auf einmal die sonst den ganzen Sommer über zirpenden Grillen, und die Schwalben, die so hoch geflogen waren in diesem Sommer, kehrten im nächsten Frühjahr ebenso wenig zurück wie die Damen aus dem Baltikum. Kein Zweifel: die drei Ladies haben sie mit sich genommen, und mit den Grillen und den Schwalben zugleich den Zauber des Sommers meiner Kindheit.

Was ich damals nur dunkel ahnen konnte, kann ich heute mit hundertprozentiger Gewissheit beschwören: Diese mir unvergesslichen Damen Vogelsang haben sich in das Schicksalswissen, einer untergehenden Spezies anzugehören, hineingewickelt wie in ihre zahllos übereinander getragenen rosafarbenen Unterröcke und wehenden Reformgewänder. Und sie trugen dieses Wissen mit der ihnen eigenen Würde. In ihrem Stolz wussten sie, dass bald die ganze Welt über sie hinwegtrampeln würde, denn mit diesen drei liebenswerten Vogelscheuchen irgendwo aus dem hohen Norden, von denen niemand weiß, was aus ihnen geworden ist, starb eine ganz bestimmte Gattung der Sommerfrischler. Es war jene Spezies, die in Habitus und Kleidung einem geheimnisvollen Ritual gefolgt war, das mit seinem bescheidenen Glanz für jeden heutigen Touristen und dessen verwöhnte Ansprüche sowie seine

lächerlichen Empfindlichkeiten ein ewiges Enigma bleiben wird. Das bezaubernd Rätselhafte daran liegt nämlich weit jenseits der Verstehensgrenze derer, die sich zwar unendlich wichtig vorkommen, dabei aber ihre eigene Bedeutungslosigkeit so wenig erkennen wie ihre unerträgliche Vulgarität.